

Johannes Herwig-Lempp

„Ist Sozialarbeit überhaupt ein Beruf?“

Beitrag zu einer eigentlich überflüssigen Diskussion

erschieden in: Sozialmagazin 2/1997, S. 16-26

*„Ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu.“
Ödön von Horváth, Zur schönen Aussicht*

Immer wieder wird die Professionalität von Sozialarbeit in Frage gestellt - in der Regel von SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen selbst oder, noch unverständlicher, von denen, die dieses Fach an Hochschulen unterrichten. Selbstverständlich *ist* Sozialarbeit eine Profession, *ist* die Tätigkeit von SozialarbeiterInnen ein Beruf wie jeder andere auch. Solange wir dies - und damit den Sinn und den Wert unserer Arbeit - in Frage stellen, behindern wir uns selbst. Angesichts des stellenweise doch sehr brüchigen Selbstverständnisses erscheint es notwendig, daß wir uns Orientierung darüber verschaffen, wo und inwieweit die Bedingungen dafür erfüllt sind, daß wir die eigene berufliche Tätigkeit auch tatsächlich als eine Profession ansehen.

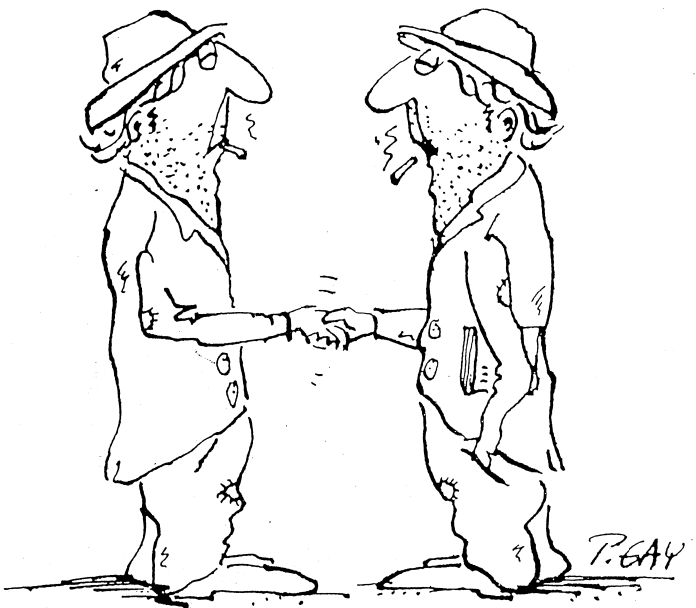
Die Zweifel an der eigenen Professionalität

Sieht man sich in unserem Berufsbereich um, so springen einem die (Selbst-) Zweifel der KollegInnen geradezu ins Gesicht, ob es sich bei dem, was wir machen, überhaupt um einen „richtigen“ Beruf handelt. Man braucht sich nicht nur die Fülle an Literatur zum Thema „Professionalität in der Sozialarbeit“ anzusehen, um zu erahnen, wie groß die Unsicherheit ist. Wohl in keinem anderen Berufszweig wird dieses Thema in dieser Breite problematisiert.

„Machen wir nicht eigentlich einen Job, den jeder machen kann - oder doch können sollte? Haben wir nicht die Aufgaben übernommen, die früher wie selbstverständlich von der Gemeinschaft, der Kirche, der Großfamilie etc. erledigt wurden? Wo sind die speziellen sozialarbeiterischen/ sozialpädagogischen Kenntnisse und Methoden, die uns von anderen Berufszweigen abheben könnten? Können wir mehr als uns im Kreise drehen und Kaffeetrinken? Vertreten wir nicht selbst auch Konzepte, die Laien den Profis vorziehen?“ Und wird von uns nicht allenthalben lamentiert - und damit implizit auch unterstellt -, daß uns das Spezifische unseres Berufs fehlt?

Eine der häufig angeführten Erklärungen dafür, warum Sozialpädagogik kein richtiger Beruf sei, ist, daß es sich hier in erster Linie um Beziehungsarbeit handele, also etwas, was im Grunde „jede bzw. jeder“ könne. Als entscheidend wird das persönliche Engagement, nicht die fachliche Qualifikation angesehen - was natürlich auch gleich verständlich macht, warum eine Fachkraft eigentlich unnötig ist. Als ein mögliches Konzept folgt daraus dann die gezielte Einbeziehung von Laien, d.h. von Nichtfachleuten. Wenn es so zuweilen heißt, daß Laien bessere HelferInnen seien als SozialarbeiterInnen, so beginnt man sich natürlich zu fragen, worin dann das Besondere des Berufs der SozialarbeiterIn/ SozialpädagogIn bestehen könnte. Kein Wunder also, daß unter SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen das eigene Selbstbewußtsein nicht sehr hoch ist, daß man beginnt, an Sinn und Nutzen der eigenen Tätigkeit zu zweifeln, sie in Frage zu stellen.

Hinzu kommt, daß im Bereich der Sozialarbeit tatsächlich eine Vielfalt von Berufsgruppen tätig ist, so daß auch „in der Außenwirkung Sozialer Arbeit Unklarheit über die Fachlichkeit und Professionalität von sozialen Arbeitsgängen existiert, da (wenn jeder alles kann) die spezifische Fachkompetenz als gering angesehen werden muß“ (Nörber 1995, S. 46). In Verbindung mit dem Konzept der Laienarbeit folgert er dann auch kategorisch-kassandrisch: „Vor diesem Hintergrund wird es der Sozialen Arbeit auch in den kommenden Jahren nicht gelingen, sich als Profession zu etablieren“ (ebd.) - und, so die untergeschobene Botschaft, wir sollten wohl auch endlich den Versuch aufgeben, dies anzustreben.



Guten Tag. - Ich bin der für Sie zuständige Sozialarbeiter. - Wo fehlt's uns denn?

Abb.1 - „Guten Tag. - Ich bin der für Sie zuständige Sozialarbeiter. - Wo fehlt's uns denn?“

Selbstverständlich wird der Zweifel an der eigenen Wertschätzung und Gleichstellung mit anderen akademischen Berufen auch an der Bezahlung gemessen. In der ZEIT Nr. 52 vom 23. Dezember 1994 wird anhand von Zahlen des Statistischen Bundesamtes für 1991

(alte Bundesländer) festgestellt, daß die SozialarbeiterInnen unter dem Einkommen der Akademiker an unterster Stelle stehen - wobei allerdings lediglich das absolute Einkommen verglichen wurde, was angesichts der hohen Zahl an Teilzeitkräften in der Sozialen Arbeit nur bedingte Aussagekraft hat.

Ein weiteres Beispiel stellen die Witze über SozialarbeiterInnen (über die sie auch selbst gerne und heftig lachen) dar, hinter denen nicht selten die Frage steht „Worin unterscheiden wir uns eigentlich von unseren KlientInnen?“ (Abb. 1).

Aber nicht nur im Praxisfeld selbst, auch auf seiten der Lehrenden und Auszubildenden, d.h. der wissenschaftlichen VertreterInnen (die innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft ganz ähnliche Probleme zu haben scheinen!) scheut man sich nicht, die sozialpädagogische Profession wegzureden oder zu leugnen. So heißt es in *dem* Grundlagenwerk, dem „Handbuch Sozialarbeit/ Sozialpädagogik“ (Eyferth/Otto/Thiersch 1984) bereits vor über einem Jahrzehnt: „Es ist weder möglich noch auch gesellschaftspolitisch wünschenswert, sozialpädagogische Berufe im klassischen Sinn zu professionalisieren“ (1984, Seite 786). Und für den wissenschaftlichen Bereich übernimmt ein anderer Professor die Selbstverleugnung, indem er seinen Artikel mit den Worten beginnt: „Um es vorab zu sagen: Sozialarbeitswissenschaft gibt es (noch) nicht ...“ (Mühlum 1995, S. 28). Solche Aussagen sind offenbar nicht nur konsensfähig, sondern auch meinungsbildend für den Berufsstand.

In dem oben erwähnten Handbuch nimmt in einem Aufsatz zur „Professionalisierung“ von Bernd Dewe und Hans-Uwe Otto (1984) die Diskussion breiten Raum ein, ob es sich bei der Sozialarbeit um eine „Quasi-Profession“ bzw. eine „Semi-Profession“ handelt. Eine Reihe von Kennzeichen sog. „Semi-Professionen“ werden dargestellt.

„Es mangelt“ (!) heißt es dort (und die Autoren meinen damit gerade auch die Sozialarbeit:), den „Semi-Professionen an einer sozial eindeutigen Durchsetzungsfähigkeit, dies heißt im einzelnen, daß sie

- über keine festen Zugangsregeln verfügen, um Berufszugehörigkeit festzulegen;
- keinen klar umrissenen Geltungsbereich der Berufsautonomie besitzen;
- kein Standesgericht haben, welches über die notwendigen Sanktionen bei Mißachtung der Berufsmoral verfügt;
- keine oder nur geringe soziale Immunität besitzen;
- kein Monopol an Kompetenz für die Interpretation bestimmter gesellschaftlicher Werte haben;
- keine internalisierte Wertloyalität ausweisen;
- kein Interpretationsmonopol gegenüber konkurrierenden Professionen wie auch gegenüber dem Laienpublikum durchsetzen können“ (Dewe/Otto 1984, Seite 781).

Mir geht es hier darum, diese Zweifel zwar aufzugreifen, sie dann aber auch auszuräumen bzw. Argumentationshilfe für ihre Überwindung zu liefern: Tatsächlich bin ich der Meinung, daß Sozialarbeit eine Profession, ein Beruf wie jeder andere auch *ist*. Solange wir dies in Frage stellen, behindern wir uns selbst. Jammern und Klagen sollen angeblich Charakteristika von uns SozialarbeiterInnen sein - da käme das Klagen darüber, als Profession in unserer Gesellschaft nicht angemessen anerkannt zu sein, scheinbar gerade recht. Tatsächlich ist es natürlich alles andere als hilfreich, wenn wir den Sinn und den Wert unserer Arbeit ständig in Frage stellen. Vielmehr ist es umgekehrt nötig, sich Orientierung darüber zu verschaffen, wo und inwieweit die Bedingungen dafür erfüllt sind, die eigene berufliche Tätigkeit als eine Profession anzusehen.

Hierfür werde ich, nach einigen grundsätzlichen Überlegungen, einige Kriterien entwickeln, wie sie auch zur Beurteilung der Professionalisierung anderer Tätigkeiten bestehen. Insgesamt soll dies zu einer *Konstruktion von Professionalität* von Sozialarbeit beitragen. Dabei geht es mir nicht um eine akademische Übung, sondern um eine pragmatische Definition. Definitionen sind interessen geleitete Konstruktionen, sind Werkzeuge, die nur dann etwas taugen, wenn sie für etwas gebraucht werden können. Meine Absicht ist es, das Selbstbewußtsein und damit die Handlungsfreiheit von uns SozialpädagogInnen zu erhöhen.

Was bedeuten „Profession“ und „Professionalität“?

Der Begriff der Profession kommt vom lateinischen „*professio*“: „ich bekenne“. Das Grimmsche Wörterbuch (Band 13 von 1889, Seite 2159) verweist zunächst auf die veraltete Bedeutung des Bekennens oder des Bekenntnisses, bevor es unter 2) anmerkt, „jeder beruf, zu dem man sich öffentlich bekennt, vorzugsweise ein gewerbe oder handwerk“. Das Duden-Fremdwörterbuch versteht unter Profession „Beruf, Gewerbe“ und unter professionell „berufsmäßig“.

Merkwürdigerweise scheint bei dem Bild des Professionellen für SozialarbeiterInnen immer zunächst der *Arzt* oder der *Rechtsanwalt* ins Bild zu rücken. Dies ist in Gesprächen mit KollegInnen häufig die erste Nennung, was auch von Christian Marzahn (1992, S. 27) aufgegriffen wird („Anders als etwa der *Arzt* oder *Anwalt* habe sich der Sozialarbeiter ...“). Das mag mit dem hohen gesellschaftlichen Standard dieser beider Berufe ebenso zu tun haben wie mit deren (vergleichsweise guter) Bezahlung. Erstaunlich aber doch, daß andere akademische Berufe, die ebenfalls anerkannt sind, wie z.B. *LehrerIn*, *IngenieurIn*, *PsychologIn*, *PfarrerIn*, *ChemikerIn*, *InformatikerIn*, seltener genannt werden, obgleich auch diese Berufe in der Regel mit einem höheren Status innerhalb unserer Gesellschaft verbunden sind und häufig besser bezahlt werden.

Wollen wir uns aber den Begriff der Professionalität zuwenden, um ihn näher zu bestimmen und um auch Kriterien herauszuarbeiten, die dann möglicherweise für die Sozialarbeit gelten bzw. nicht gelten, so können wir unseren Blick erweitern und auf andere Berufe richten, denen in unserer Gesellschaft durchaus Professionalität zugesprochen wird: Natürlich vom *Profi* im Sport (englisch *professionell*), also dem *Berufssportler*, über Berufe wie *Bäcker*, *Schuster*, *Mechaniker*, *Facharbeiter* bis hin zu *Landwirt*, *Handelsfachpacker* oder *Straßenbauarbeiter*. Das Verzeichnis des Arbeitsamtes mit den Berufen führt viele hunderte Berufe auf - darunter auch den der SozialarbeiterIn und der SozialpädagogIn. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß man auch bei *Künstlern* und *Filmmachern* oder bei *Kriminellen* und *Prostituierten* davon spricht, daß sie sich *professionell* verhalten oder ihre Tätigkeit *professionell* betreiben.

Geht es nun im weiteren darum zu bestimmen, was eigentlich *Professionalität* ausmacht, so sollten wir alle diese Spielarten der Begriffsverwendung im Auge haben ebenso wie die unterschiedlichen Tätigkeiten, die damit verbunden werden können.

Festzuhalten ist, daß mit dem Adjektiv *professionell* in unterschiedlicher Gewichtung darüber Auskunft gegeben wird,

- daß jemand durch die Tätigkeit seinen Lebensunterhalt verdient,
- daß es sich um eine Tätigkeit handelt, die bestimmte Kenntnisse und/oder Fähigkeiten verlangt, und
- daß damit Anerkennung für die Qualität der geleisteten Arbeit ausgedrückt wird bzw. daß ein bestimmter Qualitätsstandard erwartet werden kann.

Woher kommen die Zweifel an der Professionalität Sozialer Arbeit?

Die Zweifel beginnen bereits bei der Berufsbezeichnung. Heißt es nun „Sozialarbeit“, „Sozialpädagogik“ oder gar „Sozialarbeit/Sozialpädagogik“? In dem von Eyferth/Otto/Thiersch herausgegebenen „Handbuch Sozialarbeit/ Sozialpädagogik“ von 1984 wird, soweit ich sehe, an keiner Stelle auf diesen Doppelbegriff bzw. die Unterscheidung Bezug genommen. An einer deutschen Fachhochschule, an der es jeweils ein Fachgebiet „Sozialarbeit“ und „Sozialpädagogik“ gibt, wurde mir auf die Frage, wo der Unterschied liege, von den dort Lehrenden gesagt: „Ach, im Grunde gibt es keine klare Unterscheidung“. All dies bedeutet natürlich nicht, daß es bei den verschiedenen Beteiligten nicht eine ganze Reihe von *Vorstellungen* darüber gibt, worin diese Unterscheidung besteht bzw. nicht besteht. So hieß es an einer anderen Fachhochschule zwar ganz klar: „Es gibt keinen Unterschied. Aber die Sozialen Dienste vergeben die Stellen vorzugsweise an SozialarbeiterInnen, weil sie, teilweise zutreffend, vermuten, die wären in rechtlichen Fragen besser ausgebildet.“ - Wie will man sich als einer Berufsgruppe zugehörig verstehen, wenn man sie noch nicht einmal korrekt und eindeutig benennen kann?

Weiter herrscht in der Sozialarbeit häufig Unklarheit darüber, wer der Auftraggeber dafür ist, was man tut. Sind es die Klienten, die sich hilfeschend an einen wenden, sind es deren Angehörige, die von uns erwarten, daß wir unterstützend tätig werden, sind es die Träger der sozialen Einrichtungen, in den wir arbeiten, oder ist es der Staat, der uns direkt oder indirekt für das bezahlt, was wir tun: Für wen eigentlich leisten wir diese Arbeit, in wessen Auftrag werden wir tätig?

Wenn aber unklar ist, wer der Auftragsgeber ist, d.h. wer vorgibt, was getan werden soll und wann es erfolgreich ausgeführt worden ist, so wird von uns verlangt, daß wir selbst wissen, was notwendig ist. Als Experten sind wir nicht mehr gutachterlich, beratend oder unterstützend tätig, sondern geben selbst die Richtung vor, in die es gehen soll. Nicht selten fühlen wir uns der Gesellschaft oder der Menschheit verpflichtet und versuchen den Auftrag, indem wir tätig werden wollen, aus uns selbst herauszuspüren.

Über die Ziele sind wir uns häufig nicht im klaren. Damit ist auch nicht meßbar, wann und ob unsere Arbeit effektiv ist, d.h. Wirkung zeigt. Wir werden nicht müde zu betonen, daß eine Erfolgsmessung in der Sozialarbeit mehr oder weniger unmöglich ist. Wir geben uns damit zufrieden, den finanziellen Aufwand zu messen - wofür sich die sog. „neuen Steuerungsmodelle“, im Moment allerorten im Gespräch, geradezu anbieten. An die inhaltliche Bemessung des Erfolgs von Sozialarbeit trauen wir uns nicht heran. Wie aber sollen dann Verwaltungsfachleute, Politiker und die Öffentlichkeit ganz allgemein vom Sinn und Wert unserer Arbeit überzeugt werden, wenn nicht einmal wir selbst dazu in der Lage sind.

Nicht selten würden wir am liebsten *alles* richten wollen. Wir haben höhere Ziele, wollen grundlegend und über den Einzelfall hinaus zur Verbesserung beitragen. *Alles soll gut werden* - und entsprechend fällt uns vor allem auch auf, was alles nicht gut ist: Familien werden zu „Multiproblemfamilien“, Drogenkonsumenten, Obdachlose oder gewalttätige Jugendliche zu „hoffnungslosen Fällen“. Es gibt unendlich viel zu tun, packen wir's an, aber wir werden es doch nicht schaffen: Ist es nicht diese Grundhaltung, die uns selbst zuweilen am Sinn unseres Tuns (und damit an seiner gesellschaftlichen Berechtigung) zweifeln läßt? (- und von uns auch in der gern erzählten Geschichte anscheinend bestätigt wird, in der ein Sozialarbeiter am Bahnhof ins Taxi springt und auf die Frage des Fahrers, wohin es denn gehen soll, hektisch ruft: „Bringen Sie mich irgendwohin, ich werde *überall* gebraucht!“).

Die Schwierigkeit, wirkungsvoll tätig zu werden, wird mit dem Hinweis darauf begründet, daß Menschen keine Maschinen sind. Eindeutige Diagnosen als Voraussetzung für Ursachenbekämpfung sind nicht möglich. Menschen lassen sich nicht einfach „durchschauen“ (diagnostizieren) und anschließend „reparieren“, d.h. mechanisch bearbeiten. Anders als der Automechaniker oder der Arzt sind wir nicht davon überzeugt, daß sich Ursache und Wirkung klar beurteilen lassen.

In der Sozialen Arbeit wird etwas als wesentlich betrachtet, was im Vordergrund jeglicher zwischenmenschlicher Kontakte steht - die „Beziehung“ zwischen den Beteiligten. Dementsprechend heißt es: „Sozialarbeit ist in erster Linie Beziehungsarbeit“ - womit jedoch die Aufgabe völlig verkannt wird. Zwar ist Kommunikation nur innerhalb von Beziehungen möglich. Dies heißt jedoch nicht, daß die Beziehung selbst das Ziel ist oder auch nur sein sollte. Vielmehr muß das Ziel möglichst klar von der Methode oder dem Mittel getrennt werden: Nicht die Beziehung selbst ist das Ziel von Sozialarbeit, sondern die Beratung, die Unterstützung, die „Hilfe zur Selbsthilfe“. Anders formuliert: Der Inhaltsaspekt muß vom Beziehungsaspekt unterschieden werden. Kein Wunder also, daß man an der Professionalität von Sozialarbeit zweifelt, wenn man ihren vordringlichen Sinn darin sieht, „Beziehungen herzustellen“.

Steinhoff stellt die Frage, „ob die Repräsentanten dieses Berufszweiges, also auch wir, bisher zu wenig getan haben, um den professionellen Aspekt unserer Arbeit nach innen zu entwickeln und nach außen kenntlich zu machen. Oder ist es so, daß Sie selbst nicht daran glauben?“ (Steinhoff 1995, S. 37). Diese Fragen sind zu bejahen: wir glauben selbst nicht daran, weil wir uns zu wenig um ein Konzept für die Professionalität unserer Arbeit bemüht haben - und dies auch deshalb, weil wir nicht *glauben* konnten, daß es ein solches geben könnte.

Kennzeichen von Professionalität

Versuchen wir uns darüber zu verständigen, was mögliche Kennzeichen von Professionalität - und damit Kennzeichen der Professionalität unserer Tätigkeit - sein könnten. Unterstellt, wir haben es bei Sozialer Arbeit mit einem Beruf zu tun, können wir auch nach Gemeinsamkeiten mit anderen Berufen fragen. Im nachfolgenden werden (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) einige Kriterien entwickelt, sie beziehen sich auf

- die Ausbildung
- die Methoden und Werkzeuge der Profession
- die fachliche Reflexion

- die Organisation
- das Geld
- die Kundenorientierung
- die Auftragsklärung
- die Qualität der Arbeit
- die Grenzen der Zuständigkeit.

1. Ausbildung

„Professionell heißt, die Tätigkeit muß erlernt werden.“

Ein Beruf wird in der Regel erlernt, d.h. die berufliche Tätigkeit setzt Kenntnisse und Fähigkeiten voraus, die nicht von jedem mitgebracht oder ohne Vorbildung erfüllt werden. Ausbildungen können institutionalisiert sein (Schule, Lehre, Hochschule), sind aber auch selbstorganisiert (Anlernen, Autodidaktik) möglich. Zu unterscheiden ist zwischen der Erlernung der Tätigkeit einerseits und der Anerkennung der Befähigung andererseits. Die Fähigkeit zur Ausübung wird in der Regel durch einen formalen Nachweis der Teilnahme (einschl. einer Abschlußprüfung) erbracht.

Sozialarbeit bzw. Sozialpädagogik werden als eigenständige Studiengänge mit einem Diplom als Abschluß gelehrt. Es gibt ein Fachwissen, das vermittelt werden kann und muß, auf das man sich in diesem Beruf stützen kann. Es umfasst die Geschichte und Entwicklung von Sozialarbeit ebenso wie Konzepte von Gesellschaft und Politik sowie Theorien zur Sozialarbeit. Schließlich geht es auch um Wissen über den aktuellen Stand der Sozialarbeit, die gesellschaftlichen Bedingungen, unter den sie arbeitet, das Selbstverständnis dieses Berufs und um die Kenntnis der für diesen Bereich relevanten gesetzlichen Grundlagen.

In der Ausbildung werden Konzepte sozialpädagogischen Handelns gelernt und - idealerweise - die dafür notwendigen Fähigkeiten, die den Umgang mit den KlientInnen, KollegInnen und anderen Institutionen sowie der eigenen Organisation betreffen, eingeübt. Neben der theoretischen Vermittlung gibt es Praktika, in denen man Einblick in den Berufsalltag und unter Anleitung erste Übung bekommt. Unter Anleitung und (im Idealfall) supervisorischer Begleitung können diese Praxiserfahrungen reflektiert werden. Im Laufe der Ausbildung und vor allem am Ende stehen Prüfungen.

Selbstverständlich kann und weiß man nach Erhalt seines Diploms auch als SozialpädagogIn noch nicht „alles“. Wie bei allen anderen Berufen auch geht es um ein Grundwissen, um Konzepte und Handlungsorientierungen, die sich grundsätzlich in der Praxis anwenden lassen, nicht jedoch für jeden Einzelfall ein Rezept vorlegen können oder auch nur sollen. Wie überall erwirbt man auch in der Sozialarbeit seine Berufserfahrung erst allmählich.

2. Methoden, Werkzeug

„*Professionell bedeutet, das jeweilige Handwerkszeug zu beherrschen.*“

Anders als bei einem Automechaniker oder einem Landwirt sind die Werkzeuge der SozialarbeiterInnen weniger sichtbar oder materiell: Hier geht es um Reden und Handeln, um Kommunikation, um Informationen, um Angebote zur Veränderung von Einstellungen und Vorstellungen, um Einladungen und Angebote, neue Handlungsweisen oder institutionelle Angebote auszuprobieren. Zuweilen scheinen wir darunter zu leiden, daß wir nicht die einzigen sind, die diese Werkzeuge benutzen, sondern daß sie auch von Psychologen oder gar Psychotherapeuten, von Juristen und Verwaltungsbeamten, von Ärzten und Pädagogen entwickelt wurden und verwendet werden. Dann quälen wir uns einmal mehr damit, uns abgrenzen zu wollen - etwa wenn wir ausdrücklich betonen müssen, daß wir trotz gesprächs-, familien- oder *gestalttherapeutischer Konzepte* keineswegs Therapie anbieten, sondern „nur“ sozialpädagogische Beratung, oder daß wir natürlich selbst keine *Rechtsberatung* anbieten können/ wollen/ dürfen.

Wir könnten aber auch einfach selbstbewußt akzeptieren, daß die Konzepte und Methoden, die wir in unserer Arbeit verwenden, weil wir sie als nützlich erleben, *dadurch zu Konzepten der Sozialen Arbeit* werden - unabhängig davon, ob sie auch in anderen Berufsfeldern verwendet werden.

Dazu gehört selbstverständlich, daß man akzeptiert, daß und was man während seines Studiums alles gelernt hat. Fragt man unter KollegInnen herum, so scheint vielfach jegliche Vorstellung zu fehlen. Ein Blick in ein beliebiges Vorlesungsverzeichnis einer Hochschule für Sozialpädagogik könnte uns eines Besseren belehren - merkwürdig ist jedenfalls, daß den Absolventen der Studiengänge für Sozialarbeit/Sozialpädagogik das *Bewußtsein* dafür, was sie alles gelernt haben, zu fehlen scheint.

Auch für einige andere „Werkzeuge“ scheint uns manchmal der Blick zu fehlen bzw. wir nehmen sie nicht als solche wahr: Zu den fast immer auch benötigten Betriebsmitteln sozialarbeiterischer Praxis gehören die notwendige Ausstattung an Räumen ebenso wie Telefon, Papier, Akten, Fachliteratur, Spiel- und Bastelmaterial, Kaffee oder interne (Teambesprechungen), fachliche (Kooperationsgespräche) oder externe (Öffentlichkeitsarbeit) Kommunikationsstrukturen. Hierfür haben zuweilen PraktikantInnen noch einen Blick und nehmen sie als wesentliche Arbeitsmittel wahr.

3. Fachliche Reflexion

„*Professionell bedeutet: auf der Höhe der Zeit in Bezug auf das Fachwissen.*“

Fachwissen entwickelt sich weiter, und Profis, egal in welchem Beruf, bilden sich fort, sie bleiben in unserer schnelllebigen Zeit nicht auf einem Stand stehen. Wobei diese Fortbildungen nicht, wie Hinte polemisiert, erst die eigentliche Qualifikationen vermitteln, „die man braucht, um im Berufsfeld klarzukommen“ (1994, S. 12), sondern eine Ergänzung sind, die die Blickwinkel der Betroffenen erweitert und ihre

Handlungsmöglichkeiten vergrößert, in dem sie an den aktuellen Entwicklungen des Berufsfeldes teilhaben oder sich für spezifische Bereiche weiterbilden.

Kennzeichen von Professionalität sind fachlicher Austausch und Reflexion unter BerufskollegInnen, Zusammenarbeit im Team, Teilnahme an Fachtagungen und Fortbildungen sowie die für den sozialen Bereich besondere Form der Reflexion, die Supervision. Sie sollen im Endeffekt nicht mehr und nicht weniger als zur Erhöhung der Qualität der Arbeit und ihrer Effektivität, d.h. zu einer Optimierung der jeweils angebotenen Dienstleistung beitragen.

4. Organisation, Einrichtung

„Professionell heißt, dahinter stehen Organisationen, Träger, Dienste und Einrichtungen sowie Fach- und Berufsverbände.“

Sozialarbeit findet innerhalb von verschiedenen, wenn auch nicht beliebigen Organisationsformen statt: Träger kann der Staat in Form von Landkreisen und Kommunen sein, Träger können freie Träger wie gemeinnützige Vereine oder private Gesellschaften sein, Träger können aber auch Firmen aus den verschiedensten Produktions- und Dienstleistungsbereichen sein, die über eine eigene Betriebssozialarbeit verfügen. Darüberhinaus gibt es freie SozialarbeiterInnen in eigener Praxis (diese scheinen sich noch am leichtesten mit ihrem professionellen Selbstverständnis zu tun: hätten sie es nicht zumindest ansatzweise, würden Sie den Schritt in die Eigenständigkeit wohl nicht wagen).

Die Verschiedenheit der Organisationsformen könnte die ewig Pessimistischen wieder einmal dazu verleiten, hierin einen weiteren Ausdruck für die Unspezifität unseres Berufsstandes zu sehen. Vergleicht man es mit anderen (insbesondere akademischen) Berufen, ist es nichts besonderes, daß es eine Vielzahl von möglichen Organisationsformen für Soziale Arbeit gibt. Entscheidend ist, daß die Einrichtungen, Dienststellen oder Abteilungen jeweils klar definierte Arbeitsbereiche haben, die auch trägerübergreifend vergleichbar sind (so weiß man selbst bei unterschiedlichen Konzeptionen, was man sich unter „Betriebssozialarbeit“ oder unter „Schuldenberatung“ vorzustellen hat).

5. Geld

„Professionell bedeutet, daß man für seine Tätigkeit nicht nur Geld bekommt, sondern auch davon lebt.“

Beruf mag zuweilen mit Berufung zu tun haben. Und wer sich berufen fühlt, der wird dann und wann auch schon mal für umsonst arbeiten. Ein wesentliches Kriterium von Profession ist jedoch, daß sie ausgeübt wird, um Geld zu verdienen. Auch dies ist ein Punkt, der einen deutlichen Unterschied zu ehrenamtlichen HelferInnen und unterbezahlten Laien darstellt.

SozialpädagogInnen und SozialarbeiterInnen werden in der Regel nach Tarif bezahlt. In der Eingruppierung innerhalb des Tarifgefüges unserer Gesellschaft nimmt dieser Beruf einen bestimmten Stellenwert ein. Man mag über die Angemessenheit bzw. Ungerechtigkeit streiten - so wie man über die Unangemessenheit oder Ungerechtigkeit der Einstufung anderer Berufe ebenfalls streiten kann. Entscheidend ist, daß eine solche Einstufung besteht und daß sie Grundlage auch für eine berufsbezogene gesellschaftliche Standortbestimmung sein kann. Mit anderen Worten: Es wäre ja durchaus möglich zu behaupten „Pagator, ergo sum! - Ich werde als SozialpädagogIn bezahlt, also bin ich es auch!“ (Hilfreich, um dies im Brustton der Überzeugung sagen zu können, wäre dann allerdings die Fähigkeit, die eigene Gehaltsabrechnung nicht nur lesen, sondern auch auf ihre Richtigkeit hin überprüfen zu können.)

6. Kundenorientierung

„Sich professionell zu verhalten heißt: Für mich ist der Kunde König.“

Jeder Mensch hat ein Recht auf Würde, alle Menschen sind gleich: Das Grundgesetz gilt auch für unsere KlientInnen. Bereits hieraus folgt, sie mit Achtung und Respekt zu behandeln. Da Sozialarbeit eine Dienstleistung ist, sind unsere KlientInnen zugleich auch unsere KundInnen. Wenn man von Probanden oder Klienten spricht, vergißt man dies leicht. Und so kommt in der Sozialarbeit bislang kaum jemand auf die Idee, daß auch hier die KundIn KönigIn sein könnte oder sogar sein sollte.

KundInnen behandelt man höflich und zuvorkommend, sonst droht, daß man sie verliert. Allein die KundInnen von Monopolbetrieben (wie der Post, den Elektrizitätswerken oder von staatlichen Behörden) haben keine Wahl zwischen verschiedenen Angeboten und bekommen das zuweilen auch zu spüren (was nicht heißt, daß dies so sein *muß*, auch hier könnten die Empfänger der Dienstleistungen als KundInnen behandelt werden). Auch in der Sozialarbeit steht man verhältnismäßig wenig in Konkurrenz zueinander, häufig gibt es nur einen Anbieter bzw. wird die Wahl nicht den KlientInnen überlassen, sondern bleibt in der Entscheidung des Kostenträgers.

Nichtsdestotrotz können wir unsere KlientInnen mit Respekt behandeln - z.B. so, als ob wir uns gegen Konkurrenz behaupten wollten. Und dies beschränkt sich nicht allein auf Höflichkeit, sondern kann Service einschließen - oder zunächst auch nur ganz bescheiden die Einhaltung elementarer rechtlicher Vorgaben bedeuten, z.B. die Wahrung des Datenschutzes. Das Recht auf informationelle Selbstbestimmung ist uns, soweit es uns selbst betrifft, bekannt als Grundrecht. Sobald wir es in unserer Arbeit gegenüber unseren KlientInnen einhalten sollen, betrachten wir es nicht selten als Fessel - und seine Verletzung als Kavaliersdelikt, wenn nicht sogar als unumgänglich. Mit etwas mehr Respekt gegenüber unseren KundInnen könnten wir es als Chance begreifen und als ein Kennzeichen von *Fachlichkeit*, wenn wir uns daran ausrichten.

Service könnte heißen: Informationen zur Verfügung zu stellen, Auswahlmöglichkeiten zu entwickeln, den Klienten mit Respekt zu umwerben (nicht jedoch zu versuchen, ihn zu übertölpeln oder zu manipulieren), ihm möglichst viele Freiheiten zu erhalten oder neu zu erschließen und ihn auf seine eigene Entscheidungsfähigkeit hinzuweisen. Dies schließt zudem den Aspekt der Freiwilligkeit ein, d.h. unseren KundInnen immer ausdrücklich anheim zu stellen, ob sie unsere Dienste in Anspruch nehmen wollen oder nicht.

Hargens weist darauf hin nachzufragen, „welche Kompetenzen und Ressourcen - welche Kundigkeit - unsere Gegenüber mit einbringen, selbst wenn diese Kundigkeit nicht auf den ersten Blick erkennbar schein“ (Hargens 1993, S. 18).

Den Kunden als König zu betrachten bedeutet demnach auch, die eigene ExpertInnenrolle auf das *Wissen über Zusammenhänge und Methoden* zu beschränken, die KlientInnen aber ExpertInnen darüber bleiben zu lassen, ob und was von diesem Wissen und den damit verbundenen Möglichkeiten *gut für sie/ihn ist* und was davon *angewendet* werden soll. - Versuchen wir uns unsere Gefühlslage vorzustellen, wenn wir unseren Wagen morgens in der Werkstatt für eine Auspuffreparatur abgeben, ihn abends abholen und dann erfahren, daß der Werkstattmeister es für sinnvoller gehalten hatte, den Motor auszutauschen und einige Karosseriearbeiten durchzuführen.

Das Konzept der Kundenorientierung kann zu einem Umdenken und einer neuen Praxis im Umgang mit Klienten anregen und herausfordern - insbesondere dort, „wo Relikte feudalistischer oder frühkapitalistischer Tradition unbemerkt in der Versorgungspraxis weiterleben. Nach meinem Eindruck ist dies vor allem im Umgang öffentlich finanzierter Dienste mit materiell verarmten Klienten der Fall. Besonders deutlich lassen sich diese Relikte etwa in der Landeskrankenhaus- und Gemeindepsychiatrie, in der Sozial- und Jugendhilfe, im öffentlichen Gesundheitswesen wahrnehmen“ (Schweitzer 1995, S. 312).

Die Chancen und Möglichkeiten allein dieser Herausforderung, das eigene Handeln auf Kundenorientierung hin zu optimieren, sind noch lange nicht ausgeschöpft. Die möglicherweise überraschendste Entdeckung wird für all diejenigen, die diese Herausforderung annehmen, dabei sein, daß durch die Erhöhung der Achtung und des Respekts der KlientInnen auch eine Aufwertung der eigenen Tätigkeit und Person die Folge ist. Aber das glaubt man nicht, solange man es nicht erlebt.

7. Auftrag

„*Professionell heißt zu fragen: für wen mache ich das?*“

Grundsätzliche Frage für jede Profession ist: Wer ist mein Auftraggeber? In wessen Interesse soll ich handeln? Wie lautet der Auftrag? Wer bezahlt mich? Nun ist das in der Sozialarbeit nicht so einfach. Natürlich sind da zuerst die KlientInnen, in deren Interesse wir eigentlich handeln sollen. Sie sind die AdressatInnen unserer Arbeit. Dazu kommt jedoch, daß sie in aller Regel uns nicht oder nur teilweise bezahlen. Kostenträger ist in vielen Fällen der Staat, die Gesellschaft. Ist sie also auch unser Auftraggeber?

Marzahn spricht vom „doppelten Mandat“ professionalisierter Sozialarbeit, das einen zweifachen Auftrag der Sozialarbeit bezeichne: „gegenüber dem unmittelbaren Adressaten, begründet aus dessen problematischen Lebensumständen; aber auch gegenüber der Allgemeinheit bzw. einer Institution, in der ein allgemeines Interesse Gestalt angenommen hat. Das erste Mandat macht den Sozialarbeiter zum Anwalt des Individuums gegenüber der Gesellschaft; das zweite macht ihn zum Vertreter universaler, normativer Geltungsansprüche der Gesellschaft gegenüber dem Individuum“ (Marzahn 1992, S. 27). Vielleicht aber ist auch das Bild des Anwalts selbst wenig hilfreich. Selbstverständlich haben auch andere Dienstleistungsberufe (Post, Gesundheitswesen, Rechtswesen, aber auch

Bankenwesen, Handel etc.) mehr oder weniger „gesellschaftliche Aufträge“, d.h. neben expliziten und impliziten Aufträgen auch Bedingungen, die ihren Bewegungsraum (z.B. durch Gesetze oder Subventionen) ab- und eingrenzen, doch ohne deshalb bei den dort Tätigen Zweifel an ihrer Professionalität oder der Identität ihrer unmittelbaren Auftraggeber, d.h. KundInnen zu wecken.

Und schließlich sind da auch noch wir selbst: Viel beschworen ist das „Helfersyndrom“, wonach wir angeblich deshalb Sozialarbeit als Beruf gewählt haben, weil wir unbedingt anderen helfen wollen. Wobei wir vielleicht unsere eigenen Vorstellungen darüber haben, worin die Hilfe bestehen könnte und wozu sie führen sollte - die mitunter sowohl von denen der Gesellschaft als auch der KlientInnen abweichen können.

Gerade die Sozialarbeit/Sozialpädagogik hat in den siebziger Jahren ein enormes Selbstverständnis in bezug auf ihre Ziele entwickelt. Sie hat ganz eigene, gesellschaftskritische und für die KlientInnen vorausdenkende Vorstellungen entworfen, was Ziel und Zweck ihrer Arbeit sein sollen. Dabei haben sie es immer gut gemeint. Doch daß *gut gemeint* das Gegenteil von *gut* ist (Erich Kästner), gilt vielleicht auch hier.

Auf dem Weg zu einem professionellen Selbstverständnis wird man wegkommen von der Frage: Was halte *ich* für gut, welches Ziel sollte durch meinen Arbeitseinsatz erreicht werden? Statt dessen wird man vermehrt Fragen, wer der Auftraggeber ist, und in wessen Interesse ich handle.

Versteht man Sozialarbeit als Dienstleistung für die Menschen in unserer Gesellschaft und nicht als Dienstleistung für die Gesellschaft, so ist klar, daß die Auftraggeber die KlientInnen sind, mit denen wir arbeiten. Sie können unsere Arbeit in Anspruch nehmen, wobei den Rahmen unser Arbeitgeber als Institutionen bzw. der Kostenträger vorgibt.

Das ist der Rahmen, innerhalb dessen wir tätig werden - tätig werden können und tätig werden müssen. Dieser Rahmen soll klar und deutlich sein für unsere KundInnen, damit sie erkennen können, ob sie die geeignete Dienstleistung bekommen.

Selbstverständlich ist dieser Rahmen nicht unveränderlich vorgegeben: Wir selbst sind an der Entwicklung dieses Rahmens beteiligt. So stellen wir die Konzeption mit auf, entwickeln sie weiter, vertreten sie gegenüber Änderungswünschen des Kostenträgers. Und nicht zuletzt entscheiden wir selbst, ob wir an einem bestimmten Arbeitsplatz arbeiten wollen oder nicht.

Mit einem professionellen Selbstverständnis andererseits wird man nicht der Wahnvorstellung erliegen, unabhängig vom Kostenträger einerseits und von den KlientInnen andererseits völligen Freiraum im Hinblick auf die Ausgestaltung des Arbeitsplatzes und des Arbeitsfeldes zu haben.

8. Ziele, Erfolgskontrolle

„Professionell heißt, die Arbeit wird gut, d.h. effektiv und effizient erledigt.“

Wenn der Auftrag klar ist, so geht es darum, mit den KundInnen Ziele zu formulieren, die erreicht werden sollen. In der Sozialarbeit sind wir damit vielleicht manchmal etwas

nachlässig. Angestrebt wird die Wiedereingliederung von Menschen in bestimmte soziale Strukturen, die Erweiterung ihrer Handlungsperspektiven. Soweit ist alles klar. Jedoch wird offengelassen, woran diese Wiedereingliederung erkannt werden könnte, auch wenn jede einzelne Beteiligte ihre eigenen Vorstellung davon hat.

Zur Professionalität gehört, daß eine eindeutige Klarheit über die zu erreichenden Ziele hergestellt wird: Eine allgemeine Zielformulierung genügt nicht. Sie muß operationalisiert sein, d.h für alle anhand von bestimmten beobachtbaren Verhaltensweisen erkennbar werden. Dazu gehört weiter, daß die Ziele realistisch sind, also erreich- und umsetzbar, und man nicht bei der Formulierung unrealisierbarer Wünsche stehen bleibt.

Sind Ziele so formuliert, so läßt sich auch ihr Erfolg beurteilen. Wenn sie sehr gut formuliert sind, läßt sich nicht nur das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein von Erfolg erkennen, sondern auch eine graduelle Unterscheidung, inwieweit er erreicht worden ist.

Effektivität und Effizienz - fachliche Wirksamkeit und bestmöglichstes Preis-Leistungs-Verhältnis: Sobald es uns gelingt, unsere Effektivität als Fachkräfte darzustellen, wird es auch möglich, sie zum Beispiel im Vergleich unterschiedlicher fachlicher Ansätze oder auch zur ehrenamtlichen und Laien-Tätigkeit auf ihre Wirtschaftlichkeit hin zu prüfen. Warum eigentlich sollte es uns nicht möglich sein, über unser eigenes klägliches Selbstvertrauen hinaus auch nach außen *zeigen* zu können, daß die Arbeit mit Fachkräften in jeder Hinsicht von anderer Qualität ist als die mit Laien. Was einschließt, daß dann auch die Tätigkeitsbereiche für LaienmitarbeiterInnen, in denen sie tatsächlich von Nutzen sind, genauer bestimmt und abgegrenzt werden können.

9. Die Grenzen der eigenen Kompetenz

„Professionell zu arbeiten heißt, auch zu wissen, wozu ich nicht in der Lage bin bzw. wofür andere zuständig oder besser geeignet sind.“

Keine Berufsgruppe „kann“ alles. Entscheidendes Merkmal ist, die eigenen Grenzen zu erkennen und zu akzeptieren. Es lassen sich nicht alle Probleme der KlientInnen lösen. Die Erarbeitung des Auftrags, die Auseinandersetzung darüber, die Formulierung von Zielen, die erreicht werden sollen - all das führt dazu, daß auch die Frage danach gestellt wird, was bearbeitet und gelöst werden kann und was nicht. Professionalität ist auch daran erkennbar, daß ich meine KlientInnen darauf hinweise, daß ich nur einen Teil ihrer Fragen beantworten kann, nur für einen Teil ihrer Probleme kompetente Unterstützung bieten kann, und sie sich für die anderen Dinge an andere Stellen wenden müssen.

Und nun?

Möglicherweise sind diese Kriterien nicht für alle einsichtig. Vielleicht wirken sie zu technizistisch, zu sehr so, als ob sozialpädagogisches Handeln planbar sei. Tatsächlich denke ich, daß dies der Fall ist bzw. der Fall zu sein hat: Das Handeln von SozialpädagogInnen muß - für sie selbst, ihre KundInnen und ihre Kostenträger -

vorhersehbar und erklärbar sein. Dies ist bereits der Fall. Wenn wir so tun, als ob wir jeweils nur aus der Situation heraus handeln und entscheiden könnten und würden, läßt sich von unserer Arbeit wieder behaupten, jede Frau und jeder Mann könne sie genauso gut tun. Eben dies ist nicht der Fall.

Ich stimme Nörber insofern zu, wenn er feststellt: „Im Mittelpunkt der sozialen Arbeit hat deshalb in Zukunft nicht die ‚Beschwörung‘ der eigenen Profession zu stehen, sondern die existierende Praxis der sozialen Arbeit“ (Nörber 1995, S. 47) - allerdings, und insofern unterscheide ich mich, unter der *Annahme und Vorraussetzung*, daß wir bereits eine Profession der Sozialarbeit haben und sie *aus diesem Grund* nicht mehr „beschworen“ zu werden braucht.

Sozialarbeit disqualifiziert sich selbst, wenn sie sich gleichsetzt mit Laienarbeit, d.h. einer sozialen Tätigkeit, die ohne Ausbildung, ohne fachliches Wissen und ohne Bezahlung erfolgt. Nicht selten werden Laien von Sozialarbeitern eingesetzt und das noch mit dem Hinweis, Nichtfachkräfte seien hier besser. Dies mag sein, doch muß jeweils benannt werden können, worin der Vorteil genau besteht. Allerdings setzt dies auch voraus, daß die spezifische Fähigkeit und Bedeutung von ausgebildeten sozialpädagogischen Fachkräften, die unter klaren institutionellen Bedingungen für ihre Arbeit bezahlt werden, reflektiert und bekannt ist. Durch die unreflektierte Gleichsetzung mit Nichtfachkräften werten sich SozialarbeiterInnen selbst ab.

Im Grimmschen Wörterbuch (s.o.) wird als Profession jeder Beruf bezeichnet, „zu dem man sich öffentlich bekennt“. Vielleicht können wir hier ansetzen und uns zunächst einfach zu unserem Beruf bekennen. Wenn wir nicht damit beginnen, wie sollen dann andere uns für voll nehmen. Als Stütze und Anhaltspunkt soll die oben genannte Liste von Kriterien dienen, sich nicht nur in blindem Selbstvertrauen als Profi ausgeben zu müssen, sondern die Augen ein wenig zu öffnen um zu entdecken, daß wir uns tatsächlich nicht nur auf unser Gefühl stützen müssen, sondern Merkmale haben, anhand derer wir uns auch als Profis darstellen können.

Und schließlich mag an alle, die immer noch (lieber) zweifeln als sich selbstbewußt als SozialarbeiterIn zu verstehen, die Frage gerichtet sein: *Angenommen*, Sozialarbeit wäre ein gesellschaftlich anerkannter Beruf - inwiefern würden *Sie* sich anders *verhalten*? Und woran würden andere merken können, daß Sie sich anerkannt fühlen? Sofern man eine Antwort darauf weiß, kann man beginnen, sich entsprechend zu verhalten.

Was wir brauchen, ist nicht etwa eine neue oder eine andere Sozialarbeit, sondern ein anderes Selbstbewußtsein. Klarheit über die eigene Rolle und das eigene Selbstverständnis führt ebenso wie die Akzeptanz der KlientInnen als KundInnen letztendlich u.a. dazu, daß uns die Arbeit wieder mehr Spaß macht - und daß sie damit auch (noch) effizienter wird.

Literatur

Dewe, Bernd, & Hans-Uwe **Otto**, Professionalisierung, in: Eyferth/Otto/Thiersch (1984), S. 775-811

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 13, N bis Quurren) Leipzig 1889

Duden, Das Fremdwörterbuch, Mannheim 1974

Das Einkommen der Akademiker, Stand 1991/ alte Bundesländer, in: Die Zeit Nr. 52/1994, 23.12.1994, S. 20

Eyferth, Hanns, Hans-Uwe **Otto** & Hans **Thiersch** (Hrsg.), Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Neuwied 1984 (Luchterhand)

Hargens, Jürgen, KundIn, KundigE, KundschafterIn - Gedanken zur Grundlegung eines „helfenden“ Zugangs, in: Zeitschrift für systemische Therapie 1/1993, S. 14-20

Hinte, Wolfgang, Systemische Beratungsgespräche beim Getränkeverkauf im Bürgerhaus, in: Sozial Extra, Heft 11/1994, 12-13

Marzahn, Christian, Professionalität und Verantwortlichkeit in der sozialen Arbeit, in: Zeit-Zeichen sozialer Arbeit. Entwürfe einer neuen Praxis. Neuwied 1992 (Luchterhand), S. 25-31.

Mühlum, Albert, Sozialarbeitswissenschaft - neue Chancen für theoriegeleitete Soziale Arbeit, in Sozialmagazin 11/1995, S. 28-37

Nörber, Martin, Strukturverbesserung oder Praxiskompetenz. Zur Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit, in: Sozialmagazin 5/1995, S. 39-47

Schweitzer, Jochen, Kundenorientierung als systemische Dienstleistungsphilosophie, in Familiendynamik 3/1995, S. 292-313

Steinhoff, Georg, Professionalität in der Sozialarbeit. Zur historischen Entwicklung von berufsbild und Methoden, in: Sozialmagazin 7-8/1995, S. 36-43

Der Autor, Dipl.-Sozialpädagoge, Systemischer Berater, Fortbilder und Supervisor, ist Leiter der Sozialpädagogischen Familienhilfe im Landkreis Böblingen und der FoBiS-Fortbildungsstelle des Sozialtherapeutischen Vereins e.V. Holzgerlingen.

<http://www.herwig-lempp.de>
johannes@herwig-lempp.de